

Wiesbadener Tagblatt.

41. Jahrgang.
Erscheint in zwei Ausgaben. — Bezugs-Preis:
15 Pfennig monatlich für beide Ausgaben
zusammen. — Der Bezug kann jederzeit be-
gonnen werden.

Verlag: Langgasse 27.

12,000 Abonnenten.

Anzeigen-Preis:
Die einspaltige Zeitzeile für lokale Anzeigen
15 Pfg., für auswärtige Anzeigen 25 Pfg.,
Reclamen die Zeitzeile für Wiesbaden 50 Pfg.,
für Auswärts 75 Pfg.

No. 512.

Mittwoch, den 1. November

1893.

Für die Monate November und Dezember!

Der Bezug

des in zwei Ausgaben erscheinenden

„Wiesbadener Tagblatt“

täglich bis zu 100 Quartseiten

mit seinen 7 Gratis-Beilagen

(darunter die „Illustrirte Kinder-Zeitung“)

monatlich 50 Pfennig

kann jederzeit begonnen werden. Man bestelle sofort.

Das Trinken auf den deutschen Universitäten.

Bekanntlich hat Herr Geheimrath Bing auf der Düssel-
dorfer General-Versammlung des deutschen Vereins zur Be-
kämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke die Besprechung
der Frage eingeleitet: Was kann auf den Universitäten in
der Rücksicht auf die Gesundheit gethan werden? Dem den ungefähren
Wortlaut bringenden Bericht der Neuen Bonner Zeitung
entnehmen wir Folgendes.

Giordano Bruno, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahr-
hunderts mehrere deutsche Universitäten besuchte und in
Wittenberg und Helmstedt docirte, lobt Deutschland und
seine Wissenschaft in den höchsten Ausdrücken. Aber auch
das folgende Urtheil über unsere Vorfahren hat er nieder-
geschrieben: „In Deutschland wird die Trunksucht gefeiert,
geehrt und unter die Feldtugenden erhöht, die Bekanntheit
zu den göttlichen Eigenschaften gerechnet. Dort wird
mit Trinken und Futtern, Wollust und Nachkommen,
Bauschreiben und Wiedererfinden neque ad regnum, neque ad
gloriam, sed ad Schwein der Schweine als höchst von
Thoren beföhelt.“

Diese drastischen und harten Worte, bei denen ich auf
den Doppelpfeil des lateinischen *jus* aufmerksam mache, be-
ziehen sich offenbar auf die Trunkelagen an den von Bruno
besuchten Universitäten, und sie können zum Theil leider
auch heute auf solche bezogen werden. Den, der die Ver-
hältnisse kennt, brauche ich nur an die Kommandos des
„Nachschmajors“, an das Hinunterfahren der „Bierjungen“
und an die „Speibeden“ offizieller Annehmlichkeiten zu erinnern.
Wer als Student an Körper, Geist und Charakter
widerstandsfähig genug ist, der erträgt die wüsten An-
schießungen einer an und für sich wohl berechtigten Lebens-
und Gesellschafts-Kritik ohne dauernden Nachtheil; wer das
nicht ist, legt durch sie auf der Hochschule oft genug den
Grund zu dauernder Herrlichkeit.

So weit meine Erfahrung reicht, lassen die akademischen
Lehrer, die dazu Gelegenheit haben, diese nie vorbeigehenden,
ohne gegen den Uebergenuss der geistigen Getränke vom
Ausschlag her ihre warnende Stimme zu erheben. Das sind
die Lehrer der Moraltheologie, die National-Ökonomen und
von Allem die Mediziner. Wie das praktisch und mit Aus-
sicht auf Erfolg weiter entwickelt werden könnte, vermag ich
nicht zu sagen. Auf den schwierigeren Universitäten hat
man von Seiten einiger Lehrer die Bildung von Temperenz-
vereinen angeregt und auch zu Stande gebracht; über ihre
Leistungen besage ich keine eigene Anschauung.

Die Verunsicherung der Universitäten ist ein schönes Gut;
allen sie bedarf wie jede andere Freiheit auf der Erde der
Ehrungs-Vorrichtungen. Dazu dienen in erster Reihe die von
den akademischen Lehrern zu handhabenden Prüfungs-
Anordnungen. Ein Theil der Prüfungen, die jetzt noch längere
Zeit nach dem Verlassen der Universität abgehalten werden,
sollte in die akademischen Jahre hineingeleitet werden, so wie
bei den Mediziner schon der Fall ist. Solche Prüfungen
erleichtern dem jungen Mann die Bewältigung des
Studienmaterials und zwingen ihn insbesondere, schon in den
an sich mühseligen Semestern sich daran zu erinnern, daß
das akademische Leben doch nicht aus Plakatreiten, Trink-
gelagen und Ausschlagen der Wäsche allein besteht, sondern
es hat neben dem vernünftigen Genuß der Freiheit den
Schwerm der lehrerlichen Berufsarbeit verlangt. „Sanere
vivere, frohe Feile“, das gelte auch hier als Zandermort.

Mit ist nicht klar, warum die vorgelegte Behörde den
wissenschaftlichen Juristen auf unsern Universitäten ein solches
wissenschaftliches Examen wie die „ärztliche Vorprüfung“ der
Mediziner, das frühere Tentamen physicum, nicht längst ein-
geführt hat. Auch den Studierenden der verschiedenen
wissenschaftlichen Fächer würden solche Prüfungen „Examina
bona“ gut bekommen. Je größer die Zahl der Arbeitsstunden
auf der Universität, um so kleiner die der Freizeitstunden
und Freizeit.

Das zweite Mittel ist die fortwährende Einwirkung der
herrschenden öffentlichen Meinung. Wo immer sie sich zu
äußern hat, besonders in der Presse, hat sie das Nothe und

Widerliche bei seinem richtigen Namen zu nennen und ihm
nicht den falschen Mantel der Poesie und Jugendlust um-
zuhängen. Solche anbauende Erziehung wirkt langsam,
aber sie wirkt sicher. Ihr zum Theil haben wir es auch
auf diesem Gebiete zu danken, daß die Zustände viel besser
geworden sind, als sie es früher waren. Wer die Schilderungen
des Lebens und Treibens der Universitäten in vergangenen
Jahrhunderten an den Quellen nachschlägt, kann sich davon
leicht überzeugen. Ich erinnere nur daran, daß jene von
Bruno geheißelte Trink-Ceremonie des „Fürsten von
Thoren“ heute wohl kaum mehr aufgeführt wird. Und daß
sogar die letzten Jahrzehnte einen Fortschritt zum Besseren
darbieten, läßt sich aus dem Verschwinden der „Fuchstaupe“,
eines Trinkgelages wüster Art, wenigstens von mehreren
Universitäten deutlich erkennen. Das Weintrinken der „Bier-
jungen“ und Ähnliches wird folgen, sobald mit fortschreitender
Gestaltung dessen wüthischer und wüthiger Charakter seinen
Verfallstufen klar wird.

Im 16. Jahrhundert war die Trunksucht viel stärker
verbreitet unter den deutschen Fürsten als heute unter den
deutschen Studenten. Der Leibarzt des Herzogs von Jülich-
Cleve-Berg, Dr. Johann Weier, redet Wilhelm III. in der
Vorrede zu dem berühmten Buch gegen die Genußprose 1563,
seine Herrscher-Tugenden preisend, also an: „Nur kurz
will ich erwähnen deine Mäßigkeit im Trinken, worin du
nicht nur ganz einzig allen zahlreichen Unterthanen ein be-
wundernswürdiges Beispiel bist, sondern worin du den er-
lauchtesten Genossen deines Standes und den mächtigsten
Helden vortreffst. Du willst sogar strengstens das alte
Gesetz aufgeführt wissen, daß Keiner mit dem Andern um
die Wette trinkt.“ Dr. Weier, offenbar daran denkend,
daß nichts die Nothwendigkeit im Leben mehr fördert, als die
Mäßigkeit im Trinken, fährt fort: „Daß ich der Grund,
weshalb in deiner Gegenwart Keiner zu Rasen wagt. Mit
Recht trauern alle guten Geister darüber, daß von solcher
Gottesfurcht fast alle Höfe schrecklich widerhallen, und
man sieht offen die Uebel, so daraus erwachsen.“

Das letzte, reine deutsche Bier kann sicherlich ein nüt-
zliches Erhaltungsmittel für den Verstand sein, allein ich be-
harre bei dem, was ich 1881 zu Wien in der ersten Sitzung
des Hygienischen Kongresses in meinem gemäß Auforderung
des Vorstandes gehaltenen Vortrag über den Alkoholismus
ausgesprochen habe: „Der unnütze Biertrinker ist ein Alko-
holist ebenso gut wie der Genußheiß-Schnapskriecher. Nur
ist er es mit viel weniger Einsichtsbildung, weil ihn nicht die
traurige Nothwendigkeit eines harten Tadelns, so zu dem
Genuß hindrängt wie Jenen.“ Wenn dieser Satz irgend-
wo Geltung hat, so ist es auf den deutschen Universitäten.
Eine gute Zahl ihrer Hörer giebt heute dem Proletariat das
schlechte Vorbild zur Ummählung im Trinken, und wohl ist
es geboten, schon allein im Hinblick auf die sozialen Be-
ziehungen unserer Zeit, hierin Wandel zu schaffen. Ihr
Zugrundgerath und Lebenslust bleibt auch dann noch Raum
genug übrig.

Politische Tages-Rundschau.

— Die Denkschrift zur Reichsfinanzreform,
welche dem Reichstage gleich nach dem Zusammentritt zu-
gehen wird, bringt einschneidende finanzielle Verbesserungen
in Vorschlag. Vor Allem sollen vorläufig auf 5 Jahre die
Finanzen des Reichs in ihrer Beziehung zu denjenigen der
Einzelstaaten festgelegt werden. Das Reich wird in
Zukunft seine Ausgaben aus eigenen Mitteln be-
streiten. Matricularrücklagen und Frauenstiftungs-
Kasse werden zwar formell beibehalten, doch dürfen die
Einzelstaaten nicht mehr als 40 Millionen jährlich vom
Reich erhalten. Erzielt das Reich Ueberschüsse, so werden
dieselben in einem verzinslichen Fonds zur Deckung von Fehl-
beträgen späterer Jahre angelegt. Der Fonds darf die
Höhe von 40 Millionen nicht überschreiten. Wächst er über
die Grenze hinaus, so wird der Ueberschuß zur Schulden-
tilgung verwandt. Von den 100 Millionen, welche die
Militär-Vorlage erfordert, sollen 50 Millionen durch die
Tabaksteuer, 30 Millionen durch Erhöhung der Reichsstempel-
abgaben und der Rest durch die Weinsteuern aufgebracht
werden. Von den Reichsstempelabgaben wird die sogenannte
Vörsesteuer, also der Stempel auf Kauf- und Verkaufsscheine,
Geldscheine, Wertpapiere und Lotterielose vermindert um
den allgemeinen Verwandel und für die Umsätze in ausländischen
Währungen wahrscheinlich noch weiter erhöht werden.
Außerdem steht ein Stempel von 10 Pfennig auf Fracht-
briefen und ein gleich hoher Stempel auf alle Quittungen
über 20 Mark in fester Aussicht. Daß die Weinsteuern
im Reichsrath durchgeht, unterliegt keinem Zweifel.

— Die Umrufen zum Preussischen Landtage
sind gestern überall vollzogen worden und zwar, wie vor-
ausgesehen war, meist unter einer erschreckend geringen Be-
theiligung der Wähler. Die Gründe liegen, wie schon dar-

gelegt, nicht nur in dem viel angefochtenen Prinzip dieses
Wahlgesetzes, sondern auch in dem unangenehmen Wahlmodus
und nicht zum wenigsten in der Ermüdung nach dem heftigen
Reichstagswahlkampf. Große Ueberraschungen scheint die
Wahl nicht gebracht zu haben. Es würde zu weit führen,
wollte man eine Uebersicht der bis jetzt vorliegenden
Resultate geben, und man wird in Geduld das Endergebnis
abwarten müssen, das vermutlich keine großen Veränderungen
gegen den Parteivorstand der letzten Periode aufweisen wird.

— Herr Bebel, der, wie gemeldet, dieser Tage einen
Zugendbrief des damals 21 Jahre alten Ministers Dr. Miquel
ausgegeben und veröffentlicht hat, möge sich doch an die
politische Rolle erinnern, die er selbst in der ersten Hälfte
der sechziger Jahre gespielt hat. Er trat damals, und zwar
als ein schon recht ausgewachsener Junge von einigen
zwanzig Jahren, als politischer Agitator für den National-
verein auf, der genau dieselben Ziele wie die kurz darauf
begründete national-liberale Partei verfolgte. Später war
Herr Bebel ein eifriger Genosse der Fortschrittspartei
und begeisteter Anhänger von Schulze-Delitzsch. Kann man
sich eine größere Entwicklungsfähigkeit vorstellen? Vielleicht
nimmt Herr Bebel einmal Gelegenheit, sich über seine eigenen
Wandlungen und Haltungen auszusprechen. Sein Ent-
wickelungsgang war freilich minder erfreulich als der des
Herrn Miquel.

— Auf den 16. November ist, wie gemeldet, der Reichs-
tag einberufen. Er wird sehr eifrig, bei längeren sach-
lichen Arbeiten, seinen eigentlichen Charakter und seine
Brauchbarkeit für praktische Politik zu zeigen haben. Die
kurze erste Session war zu sehr von einem einzigen Gegen-
stande, der Militärreform, beherrscht, als daß man zu einem
allgemeinen Urtheil über die Leistungsfähigkeit und praktische
Brauchbarkeit der neuen Reichsvertretung hätte gelangen
können. Es haben sich in weiterer Zeit in unserem Volk
leben zu vielerlei eigenartige, unklare, gährende Strömungen
entwickelt, als daß sie nicht auch in der parlamentarischen
Vertretung ihre Wirkung äußern sollten. Neben die alten
Parteien, die auch ihrerseits den Strömungen und
Stimmungen der Zeit in mander Hinsicht nachgegeben haben,
sind neue Gruppen getreten, die bei den schwankenden, un-
sicheren Mehrheitsverhältnissen häufig den Ausschlag geben
werden; ihre Verwendung bei einer positiven Politik wird
sich erst noch zu bewähren haben. Wir treten sonach in
eine sehr unklare und zweifelhafte parlamentarische
Situation mit scharfen Gegensätzen und gespannten, theil-
weise recht verbitterten Verhältnissen unter den Parteien.
Und dabei stehen Entscheidungen für unser politisches
und wirtschaftliches Leben bevor, wie sie bedeutungsvoller kaum
auftreten können.

— Die Wiener Blätter konstatiren übereinstimmend, daß
eine Lösung der Kabinettsfrage nicht vor nächster Woche
zu erwarten sei, deshalb habe Kaiserin ihre Urlaubsreise
auf unbestimmte Zeit verschoben. Der Zusammentritt des
Reichsraths erfolgt Mitte November. Gestern wurden Baden
und Windischgrätz vom Kaiser in Audienz empfangen. Die
Polen bemühen sich, Tassie zur Bildung eines Koalitions-
ministeriums und zum Verbleiben im Amte zu bewegen.
Von Jalewski wünscht man gleichfalls, daß er sein Portefeuille behält.

Deutsches Reich.

* Hof- und Personal-Nachrichten. Sicherem Vernehmen
nach wird der Kaiser den Reichstag persönlich eröffnen. — Der
Kaiser geht am 7. November als Gast des Königs von
Württemberg zur Jagd in Bebenhausen einzugreifen. Nach Stutt-
gart kommt der Kaiser nicht. Der angekündigte Empfang der Stadt
Zutlingen unterbleibt auf Wunsch des Kaisers. — Nach der „Post-
Ztg.“ geht die Kaiserin mit den Bringen im Frühjahr einige
Zeit auf Schloss Urville (Lothringen) zu verbringen, wo deshalb ban-
liche Veränderungen vorgenommen werden. — Allgemeine Ueber-
sichtung hat der Weidewort des Erbprinzen Bernhard
von Sachsen-Meinungen in die preussische Armee hervor-
gerufen. Er ist, wie schon gemeldet, zum Kommandeur der
22. Division in Gafel ernannt und wird demnach das ehemalige
fürstliche Palais am Friedrichsplatz zu Berlin beziehen. Die ver-
langte, ist die Ernennung schon vor der Ernennung seines Vor-
gänger, des Bringen Friedrich von Hohenzollern, der unter dem
13. Oktober an die Spitze des 3. Armeekorps berufen wurde, vor-
bereitet gewesen und eine beglückwünschte Anzeige des Kaisers an den
Erbprinzen schon nach Alben ergangen. Es wird damals, als der
Erbprinz aus seinem Kommando bei dem Gardekorps schied, es seien
Zustimmungen gewesen ihm und seinem laienstlichen Schwager vor-
handen, weil ihm nicht die Führung des Gardekorps übertragen
worden sei. Die Gründe, welche damals der Erbprinzen und die
Frau Erbprinzessin veranlaßten, Berlin zu verlassen, liegen jedoch
auf einem ganz anderen Gebiete und sind rein persönliche.

* Berlin, 1. Nov. Der neue Bund der Ritter des
Eisernen Kreuzes in Deutschland zählt bereits 5000 Mitglieder.
Der Bundesvorstand ist augenblicklich mit der unter jüdischer Be-
hülfe erfolgenden Formulierung der Satzungen beschäftigt, auf Grund
deren der Bund korporationsrechtliche nachsehen will. Bezugs-
erlangung derselben will man dann mit dem Reichsanwalt direkt in
Verbindung treten. Nach Erlangung der Rechte erhofft man durch
Satzungen und dergleichen das ein Kapital zusammenbringen

Die heutige Abend-Ausgabe umfaßt 6 Seiten.

Beilage zum Wiesbadener Tagblatt.

No. 512. Abend-Ausgabe.

Mittwoch, den 1. November.

41. Jahrgang. 1893.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Fest auf Haderslevhøns.

Novelle von Theodor Storm.

In Mandem that er ihr den Willen, in Anderem blieb er hart und sprach dagegen: „Meinem Vater ist's so recht gewesen! Nimm Deine Kunst und sorg' für Kinderhemde!“ Dann ward sie zornig, und es gab üble Worte; kam es, daß es auch ihm wie Funken aus den Augen sprühte, dann konnte sie sich jäh in seine Arme werfen: „Galt, Rolf! Du bist so schön! Da halt Du mich; ich will nichts mehr!“

Dann ward wohl Friede; aber dem Rolf wurde nicht warm in seiner Ehe; es schien, als sei die Freude ihm verloren gangen.

— Es war zu Nachmittage im Anfang Juni, und die Luft war leicht: stundenlang waren Frau Wulfsbild und ihr Ehemahl durch ihr Gebiet geritten; aber für ihn war es kein leichter Ritt, denn ihre rathen Augen flogen weit umher, und unter ihrer gewölbten Stirn arbeitete es dabei von neuen Plänen; wo Wald war, wollte sie Ackerfeld, und wo das Feld zu dürr war, da wollte sie Kiefern- oder Tannwälder. „Wir müssen Schatten haben!“ rief sie, da sie eben in einen Waldgezielt hineinritten; „jäh nur, wie wohl das thut!“ Der Fied war so schmal, daß die Pferde nur einzeln schreiten konnten; sie ritt voran, der Schreiber Gaspar, den sie als Berater mitgenommen hatte, war der Letzte. Das Klopfen der Späthe oder unsichtbar über ihnen der Schrei eines Raubvogels, war außer dem Schritt der eigenen Kasse Alles, was sie hörten; und über Mann und Weib kamen die Gedanken, die nicht laut werden; aber ihre Wege gingen nicht zusammen.

Der Wald hörte auf und sie ritten aus dem bestemmten Bodenbunt wieder in das Freie. Am Himmelsrand war schon ein sanftes Roth erkennen; das Geißblatt, das voll Blüthen an den Wästen hing, erfüllte die Luft mit Wohlgeruch, daß sie wie in ein wolkig Meer von Duft hineingezogen. Rolf blickte nach seinem Weibe, das jetzt ein Hind zurückgeblieben war; dann wandte er wiederum den Kopf und sah ins Abendroth; da sprengte sie plötzlich an seine Seite und drängte ihren Schimmel hart an seinen Hengst; als aber Rolf die Schwere ihres Hauptes an seiner Brust fühlte, fuhr ein Sporenstich dem Hengste in die Weichen, daß er mit einem Satz zur Seite sprang. „Geht, Wulfsbild!“ rief der junge Reiter, indem er das Thier zusammen- drückte, der Hengst ist Menschenstimme nicht gewohnt!“ Das Weib ritt wieder zu ihm und sagte mit ihrem strahlen Augen um seine Hüfte, mit ihren schlängelnden Armen nach den seinen fahrend; vor ihm aber stieg die jähliche Gestalt eines böhmischen Schäfers auf, deren Lippen er einst geküßt und das er kaum vergessen hatte, und großend sprach er zu sich selber: „Die Du freiest, ist kein Weib zum Mimen; und wenn nicht dazu, wozu denn anders?“

Sinter ihnen ritt schweigend Gaspar der Nabe; er sah mit seiner Schnabelnase schief zur Erde und spielte mit der Kugel seiner Nabe; als ob er an einer Schellensippe läutete.

Die Pferde gingen jetzt ruhig, und wieder nordwärts lag ein Wald vor ihnen. Das Dunkel kam nicht nur vor seinen Schatten; die Dämmerung war stark herabgesunken, und im Osten begann der Mond den letzten Tagshim zu besetzen. Da fuhr es vor ihnen von einer schwarzen Tanne mit einem Satz zu Boden, daß Rolf Wulfsbild sich jäh aus seinen Träumen aufschob. „Hallo! Was war das, Gaspar?“ rief er und riß seine gierliche Armbrust von dem Rücken.

— Eine Wölfin, Herr! Sieh nur, am Stamme sitzt sie noch, der Breitwanz, und schaut Euch mit ihren spitzen Jähnen an!“

Ein edel und ein übel Wild!“ sprach der Ritter leis und sprang von seinem Hengste. „Nimm ihn am Jügel, Gaspar!“

Frau Wulfsbild griff nach seiner Hand: „Laß doch die Kugel! Dabei ist besserer Zeitvertrieb!“

(Nachdruck verboten.)

Aus der Geschichte von Schierstein

bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts.

(Eigener Aufsatz für das Wiesbadener Tagblatt.)

Von H. Schuler.

VII.

Wie sich die bürgerlichen Verhältnisse in der Folge gestalteten, betrachten wir bei späterer Gelegenheit. Auch über den Bau der katholischen Kirche werden wir dann Näheres berichten. Jetzt erübrigt uns noch, auf Kirche und Schule jener verschwundenen Zeit einen Blick zu werfen.

Obgleich in vielfachem Zweifel wegen der Gemarkungs- grenzen, wegen Besteuerung der übergründenden Ländereien u. s. w. waren die wiesbadener-wiesbadensche Gemeinde Schierstein und die kurnalmsche Gemeinde Frauenstein doch auf kirchlichem Gebiete eins. Letztere war Filiale der Mutterkirche Schierstein, bis diese 1543 zum Luthertum übertrat. 1544 gab Kurfürst Albert II. von Mainz der Gemeinde Frauenstein eine eigene Pfarrei, doch entrichtete sie noch bis 1548 die sogenannten vier Opfer, die Hochzeits- gerechtigkeit und den kleinen Zehnten an den Pfarrer, sowie Glodenbrod an den Glöckner zu Schierstein. 1543 hatte Graf Philipp der Ältere gelegentlich der Einführung der

Reformation in seinem Lande den Pfarrer von Schierstein, trotz des Collaturrechts des Klosters Weidenstadt, aus seinem Lande gejagt, weil er ihn, wie es heißt, an seiner Ehre verunglimpft hatte. Den Pfarrhof und die Verwaltung der Pfarrei räumte der Graf dem lutherischen Pfarrer Michael v. Echtenach zu Wiesbaden, wo es an einer Pfarrwohnung zur Zeit fehlte, ein. Das Mittelstück Weidenstadt beschwerte sich über die Verletzung seines Collaturrechts und legte es durch, daß Echtenach entfernt und dafür wieder der katholische Geistliche Hermann Weider von Diez in Schierstein eingesetzt wurde. Allein, der größte Theil der Gemeinde hatte bereits zu großen Gefallen an einer freieren Religionsübung gefunden und bat den Grafen Philipp in verschiedenen Schriften, ihr doch wieder einen Geistlichen zu geben, der das h. Sacrament in beiderlei Gestalt reiche und die Taufe, wie es billig und recht und dem armen Volke verständlich sei, vollziehe.“ Ingeordnet der Einsprache des Mittelstücks und des kurnalmschen Sebastian von Mainz, gelang es 1547 dem Grafen Philipp doch, den v. Weider zum freiwilligen Abzuge zu bewegen und den Pfarrer Walter Schillmann an seine Stelle zu setzen. Bis im Jahre 1705 das Präsentationsrecht durch Vertrag an Nassau überging, rissen die Differenzen mit dem Stift Weidenstadt wegen Befetzung der Pfarrei Schierstein nicht ab; denn so oft sie frei wurde, suchte das Stift einen katholischen Priester dort einzusetzen. Am 6. August 1583 beispielsweise hatte sich der vom Stifte empfohlene Pfarrer

Es trieb ihn dennoch fort; „reitet nur heim!“ rief er; „ich komme früh genug!“ Damit entriß er seine Hand der ihren.

Nis aber die Dame, roth vor Zorn, den Weg nach Dornung eingeschlagen hatte, sprengte Gaspar mit den beiden Roffen ihr zur Seite: „Greiffet Euch nicht, edle Herrin! Die Wildtag ist nächstens nicht zu jagen; laßt den Ritter daheim ein edler Wild im Lager finden!“

— Sie ritten fort; Rolf Wulfsbild aber drang in den dunklen Wald; aus den Tannen kam er in den Buchen- forst; er stand an jedem starken Baum und lugte nach allen Aesten, ob nicht die Lächer des Raubthieres irgendwo herunterfunkelte; aber über ihm war so schwere Baldnacht, daß nur wie Tropfen das Mondlicht hier und da hindurch- fiel; zu hören war nichts als nur das Knarren des Unter- holzes, das er durchschritt, auch wohl das Hängen einer Eulenkant. Er blieb stehen und warf die Armbrust wieder auf den Rücken: „Da wartet ein Rart; hier ist kein Jagen in der Finsterniß!“ Seine Gedanken flogen heim zu seinem Weibe; doch er schüttelte den Kopf: „Nein, nein, Frau Wulfsbild — er sprach es laut in die einsame Nacht hinaus — eine Schlächlachtung wärst Du wohl eher; und hat auch schon ein wundgehaunter toder Mann an Deinem Leib gehangen!“

Fast erschrak er über die eigenen Worte, die die Stille um ihn her durchdrangen, aber er lehnte nicht um, er schritt weiter auf seinem nächtlichen Irrwege. Da, von unweit vor ihm, drang es an sein Ohr, so süß, als wolle es alle Schussfucht wecken, die in ihm schlief. „O, Nachtigall, selige Sengerin!“ rief er, seine Arme in das Dunkel streckend:

Schon flog der Wei

Vorbei, vorbei,

Und drängte nicht, was müncheweiß!

Wah! Du sie finden,

Soll ich sie finden,

Die Braute, die mein Herz begehrt!“

Wald stand er, halb ging er vorsichtig weiter, und immer nur dem Schalle nach. „Was hält' ich bessere Führerin!“ sprach er zu sich selber.

Der Wald ging zu Ende, und durch die Stille sah er auf einen Sandweg, auf den der Mond seinen Schein herabwarf. Jenfalls, in gleicher Stelle, stieg eine hohe Hügel- wand empor, und eine Jüngerin stand auf ihr, die er nicht kannte. Rolf Wulfsbild betrachtete das Genau; als aber seine Augen hinter Baumhüllen den Glanz eines runden Thurns gewahrten, da wußte er, daß sei die Gartenseite von Haderslevhøns, auf dem der Schlosshauptmann des Königs liege.

Der Ritter schaute nach hinten, als wüßte er, ein Wunder hier erwarten; aber nur der Nachthaus rührte denn und wann das Land der Bäume, und in kurzen Pausen schlug am Waldestrand die Nachtigall. Doch wie ein jähler Schred durchfuhr es ihn: dort oben zwischen den Jüngen lehnte jetzt ein Weib; nein, nicht ein Weib; ein Kind — er wußte nicht, ob eines, ob das andere. Den Arm mit einem weißen Mantelchen verhüllt, neigte sie sich tief hinab; denn der Kehler der Nachtheleberin entrollen jetzt jene lang- gehaltenen Töne: schüchtern, nicht endenwollend, wie ein heiser Liebesruf.

Rolf Wulfsbild stand unten im Waldesschatten, unbeweg- lich, mit verhaltenem Athem. „O Stunde, bist Du da!“ Seine Lippen flüsterten es nur; das sanfte Rauschen weib- licher Gewänder berührte von oben her sein Ohr; ein Atmen, mehr ein Seufzer kam herab; und nun hob sich ein Knick, schmal und blaß, und legte sich auf das geküßte Händchen; das Mondlicht schimmerte auf einem Silberreife, der das dunkle Haar umfing.

Da befahl dem Mann am Waldestrand die schneude Schwere, die allein nicht mehr zu tragen war; es drängte ihn hinaus ins Helle und die Arme ihr entgegenstreckend, rief er: „O Schöne, Selige! Gott wolle ein süßes Leben so süßem Gesichte geben!“

Sie erschrak und bog sich von der Mauer weg; doch dann besann sie sich: die Worte waren ja aus Meister Gottfrieds Tristan; nur daß sie in Frankreichs Junge dort

geschrieben waren! Sie hatte sie eines Tags gelesen; aber die Baste hatte ihr voll Angst das Buch entziffen; so etwas sei noch nicht für ihre Jugend! Nun kam der Reiz, zu zeigen, was sie wisse: „Das ist kein Landfahrer, der ist nicht zu fürchten!“ sprach es in ihrem Inneren; und als sie wieder sich erhob, erblickte sie brünten den schönen Jün- gern in blühendem Gewande und sah das Mondlicht auf seinem goldenen blondhaar spielen; denn er hatte sein Haupt entblößt und hielt die Kappe mit der Reifstieher in einer seiner Hände, die er wie anbetend ihr entgegenstreckte. Da sah sie Muth und rief ihm aus demselben Buche ihre Antwort: „De to benio! Gott segne dich! Et morri, gentil Sir!“ Aber ihre Stimme zitterte und wehte nur wie ein Rauch hernieder.

Gleichwohl, da er seine Kappe wie zum Gegenbaste schwenkte, sagte sie zaghaft noch hinzu: „Seid Ihr ein ein Sanger, Herr?“

„Ein wenig, selig Bräulein!“ rief er ihr entgegen. Aber eine Antwort kam nicht mehr herab, denn zu den Füßen des Kindes regte es sich und hob sich auf; vergebens mühte sie sich, den Kopf der ungestümen Dogge niederzudrücken, die schlafend dort gelegen hatte. Zwar neigte Dagmar sich und drückte den Mund an das rauhe Ohr des Thieres: „Still, Sünden, still! Darfst auch zur Nacht vor meiner Kammer- thür schlafen!“ Es wollte nicht versagen; die Dogge drängte die kleinen Hände fort; dann sprang sie mit den Vorderfüßen auf die Mauer, und ein hallendes Gebell scholl in den Weg hinunter.

Als der Hund sich wieder knurrend zu ihren Füßen ge- streckt hatte, wagte auch Dagmar hinaufzuschauen; aber es war nichts da, als nur der lausige Mondschein und in Pausen noch der Schlag der Nachtigall. — Trunken, als habe ein Jünger ihn berührt, schritt Rolf Wulfsbild indeß am Waldestrand seinem Hause zu.

Es war auf Dornung schon nach Mitternacht. In der hochgelegenen, aber geräumigen Remise lagen die Seiten- decken von Aras noch unangeflogen auf dem Gebelste; unweit derselben aber auf einem Tischchen war ein lester Mahl gerichtet; vor zwei Plägen — nicht sich gegenüber, sondern Seit' an Seite — stand je ein silberner Pokal; ein Kränzlein frischer Rosen hing an jedem und erfüllte das Gemach mit Duft. Doch die Speisen waren kalt und unberührt, der eine der schmalen Stühle leer; auf dem anderen saß Frau Wulfsbild wie ein steinernes Bild, den Kopf auf ihren vollen Arm gestützt. Sie wußte nicht, wie lange sie so gesessen hatte; so ruhig der Leib schien, die Unruhe des Herzens zehrte in ihrem Innern, und ihre Augen glühten dunkel über den heißen Wangen; wie fonder Ge- danken hob sie eine Silberkanne und schenkte rothen Wein in die Pokale, und mit der anderen Hand sich müde in ihr Goldhaar greifend, nahm sie den ihren und rührte stierend an den Rand des anderen. „Komm! Komm, Rolf! Ver- schmäht nicht Deine Rosen!“ rief sie leise.

Sie war emporgesprungen, sie stieß ein Fenster auf und bog sich weit hinaus, in der hellen Nacht über die Bepfel der absteigenden Wälder schauend; aber kein Menschenritt, kein Wächterruf erscholl; nur der Nachthaus wehte ihr kühl entgegen und trug von unten aus dem linken Flügel einen Schall vorüber: ein Waffensilber, ein Stämpfen wie mit vollen Krügen, dazwischen heisere Männerstimmen und dann und wann das Lachen eines Knaben. Ein sechzehnjähriger Junker, Gehrt Dookwald, war am Morgen angelangt, um bei dem kaiserlichen Ritter „Meiterei und Gottesfurcht“ zu lernen; der Därm kam unten aus der Gefindstube. Frau Wulfsbild lautete: „Die Knechte bringen ihm den Will- kommen!“ sprach sie, und das blonde Äuß des Knaben, der nun ihr Diener war, zog an ihr vorüber. Es schien wußt herzugehen branten, und eine Stimme klang ihr gleich der des ersten Ehemahles, wenn er unter Zwiedrüdern in seiner Freude sah; sie schauderte, und das Knabenbild erlosch.

(Fortsetzung folgt.)

Reformation in seinem Lande den Pfarrer von Schierstein, trotz des Collaturrechts des Klosters Weidenstadt, aus seinem Lande gejagt, weil er ihn, wie es heißt, an seiner Ehre verunglimpft hatte. Den Pfarrhof und die Verwaltung der Pfarrei räumte der Graf dem lutherischen Pfarrer Michael v. Echtenach zu Wiesbaden, wo es an einer Pfarrwohnung zur Zeit fehlte, ein. Das Mittelstück Weidenstadt beschwerte sich über die Verletzung seines Collaturrechts und legte es durch, daß Echtenach entfernt und dafür wieder der katholische Geistliche Hermann Weider von Diez in Schierstein eingesetzt wurde. Allein, der größte Theil der Gemeinde hatte bereits zu großen Gefallen an einer freieren Religionsübung gefunden und bat den Grafen Philipp in verschiedenen Schriften, ihr doch wieder einen Geistlichen zu geben, der das h. Sacrament in beiderlei Gestalt reiche und die Taufe, wie es billig und recht und dem armen Volke verständlich sei, vollziehe.“ Ingeordnet der Einsprache des Mittelstücks und des kurnalmschen Sebastian von Mainz, gelang es 1547 dem Grafen Philipp doch, den v. Weider zum freiwilligen Abzuge zu bewegen und den Pfarrer Walter Schillmann an seine Stelle zu setzen. Bis im Jahre 1705 das Präsentationsrecht durch Vertrag an Nassau überging, rissen die Differenzen mit dem Stift Weidenstadt wegen Befetzung der Pfarrei Schierstein nicht ab; denn so oft sie frei wurde, suchte das Stift einen katholischen Priester dort einzusetzen. Am 6. August 1583 beispielsweise hatte sich der vom Stifte empfohlene Pfarrer

Christoph Källus vor einer in Idstein zusammengetretenen Synode „wegen Verdachts der Religion zu reinigen und eine Predigt über das h. Nachtmahl zu thun. Damals scheint ihm die Meinung gelungen zu sein. 1592 aber, als er sich weigerte, die von dem jungen Landesherren aufgestellten Verordnungsmaßregeln der Geistlichen zu unter- schreiben, ließ ihn Graf Johann Ludwig das fernere Ver- treten der Ranzel durch den Wiesbadener Beirer verbieten. Es folgten ihm Nicolaus Gompel, dann Andreas Diez 1599 Thileman Gumbel (bis dahin Pfarrer zu Erbenheim), 1609 Valentin Mäurer (bis dahin Pfarrer zu Weinbach), später Nicolaus Schend. Von ca. 1640–1662 versah Martin Nicolai, genannt Dogheimer, neben der Schiersteiner zugleich die Mosbacher Pfarrei. Von 1662–1669 finden wir Andreas Gumpelmann, von 1669–1690 Georg Heinrich Heintzenberger (vorher Conrector zu Idstein), von 1690 bis ca. 1695 den Conrector Johann Reinhard Schmidt, nach ihm bis 1704 Johann Wilhelm Singler als Seelforger hier thätig.

Unter Letzterem erhielt die Kirche eine neue Orgel. Die Armenhausstiftung der Familien v. Langen und v. Koppenstein, speziell des Otto Ludwig v. Koppenstein, dessen Frau eine geb. v. Langen war, soll gleichfalls seiner Einwirkung zu verdanken sein, wenn sie auch erst unter seinem Nachfolger Joh. Philipp Stein (1705–1717) zur Geltung gelangte. 1748 wurde das Armenhaus einer Re- paratur unterzogen. Heute existirt es nicht mehr.

